

Volkstümliches aus Sargans

Autor(en): **Zindel-Kressig, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-110797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Volkstümliches aus Sargans.

Von A. Zindel-Kressig, Schaffhausen.

Das Haus.

Die Sarganser Wohnhäuser sind sich alle sehr ähnlich. Jedes hat zwei Eingänge, von denen der eine auf die Hauptstrasse, der andere in die Gässchen führt. Die innere Einteilung ist überall ähnlich. Wir zählen im Parterre jeweils 1—2 Keller nebst 1—2 Vorratsmagazinen; letztere dienen den Handwerkern auch als Werkstätten, den Handeltreibenden als Läden. Im ersten Stock findet sich die Küche, daneben vielleicht noch ein kleines Gemach, dann die geräumige Stube und Nebenstube (*Stübli*); im zweiten Stock die Stubenkammer, Stüblikammer und Küchenkammer. Der Abtritt ist meistens auf der Seite des Gässchens angebaut. Die Stuben sind getäfert und mit grossen Backofen versehen, weil die meisten Hausfrauen das „Türkenbrot“ selbst backen. Die Ökonomiegebäude befinden sich mit wenigen Ausnahmen ausserhalb des Städtchens, am untern und obern „Stutz“.

Die innere Einrichtung der Häuser ist gewöhnlich eine äusserst einfache und den Verhältnissen der Insassen angepasste. Tritt man in die Wohnstube ein, so überrascht in erster Linie der grosse Backofen, der oft fast einen Viertel der ganzen Stube einnimmt. Die Höhe des Ofens variiert von 1 m. 20 bis 1 m. 50. Als Baumaterial werden sowohl Kacheln wie Platten benutzt, wonach man denn auch von „Kachelofen“ oder „Plattenofen“ spricht. Die Konstruktion des Plattenofens ist eine höchst einfache und vielfach auch eine sehr mangelhafte. Der ganze Plattenofen besteht sozusagen aus nur fünf Bestandteilen: einer auf Holzfüssen ruhenden Bodenplatte, einer Deck- und drei Seitenplatten, die untereinander durch lange eiserne Stifte verbunden sind. Da die Platten nicht luftdicht aufeinander anschliessen, werden die Anschlussstellen mit Lehm, in den man zum Zwecke besseren Zusammenhaltens eine Menge Schweinsborsten gemischt hat, verstrichen. Im Anfange funktioniert der Ofen wohl sehr gut; nach und nach aber trocknet der Lehm ein, die Borsten vermögen denselben nicht mehr zusammenzu-

halten, und ein Stück nach dem andern bröckelt von der Verbindungsmasse ab, wodurch dem Rauche eine Abzugsquelle in die Stube geöffnet wird. Nicht so beim Kachelofen, der sich auch zum Brotbacken besser eignet. Die Deckplatte des Ofens bildet für die Jugend, ja vielfach auch für die Erwachsenen stets der liebste Aufenthaltsort, namentlich im Winter, wenn es draussen friert und schneit. Da verschanzen sich die Kinder hinter die Vorhänge, die an vielen Orten sich vorfinden und die von der Stubendecke bis auf die Kanten der Deckplatte des Ofens herabreichen. Da erzählt man sich Märchen und Geschichten; da sprudelt die kindliche Phantasie und ein grosser Teil des goldenen Jugendmorgens wird in diesem trauten Winkel verträumt. — Blickt man sich weiter in der Stube um, so interessieren vor allem die kunstlos verfertigten Hausgeräte. Ein Nussbaumtisch, vom Scheuern weiss geworden, dient der Familie als Ess-, Spiel- und Arbeitstisch; vielerorts, namentlich in den Wirtschaften, findet sich noch der runde und viereckige Tisch mit Schieferplatte. Hinter dem Tisch, längs der Wand und den Fensterbänken ziehen sich Bänke; den Wänden entlang stehen einige Stühle, wie man solche früher benutzte. Sie sind aus Hartholz mit Nussbaumfüssen, die schiefstehend in das Sitzbrett eingekellt sind. Die aus einem einzigen Stücke bestehende Rücklehne ist kunstgerecht ausgeschnitten und weist vielfach schöne Holzschnitzereien auf. Leider werden diese Stühle immer mehr von den modernen Sesseln verdrängt. Im Stubenwinkel, in welchem der Tisch steht, befindet sich das Kruzifix und links und rechts von demselben Jesus und Maria oder andere Heiligenbilder. Auch die Kommuniontafeln¹⁾ fehlen in keiner katholischen Familie. Am Eingang in die Nebenstube findet sich rechts oben, in bequemer Höhe, das „Wichtwasserchesseli“²⁾, das entweder aus Metall (Zinn) oder Porzellan besteht. In vielen Wohnstuben findet man auch das „Buffet“. Dieses harthölzerne, schön gearbeitete Möbelstück hat Stubenhöhe und besteht gewöhnlich aus drei Teilen. Der unterste Teil enthält 2—3 ver-

¹⁾ Bei der ersten hl. Kommunion erhält jedes Kind zum Andenken eine farbige Kommuniontafel, auf der Name, Geburtsdatum und der Tag der Kommunion notiert sind. Die Tafel ist vom Ortspfarrer unterschrieben.

²⁾ Vor dem Zubettegehen nimmt jedes Familienglied das Weihwasser, indem es dabei das Kreuz macht und sagt: „G'lobs Jesis Christ“, worauf man antwortet: „In E'bigkeit“.

schliessbare Fächer, die zur Aufbewahrung von Kleidungsstücken, Wäsche etc. dienen; der mittlere, offene Teil hat das Glas- und Porzellangeschirr aufzunehmen. Manche schöne, mit Blumen und Sprüchen gezierte Tasse, wird hier zur Parade ausgestellt, um sie bei allfälligen Besuchen zu Ehren des Gastes benutzen zu können. Der oberste Teil des „Buffets“ enthält wieder 2—3 verschliessbare Fächer, die für die Aufbewahrung verschiedener Familienreliquien und Andenken bestimmt sind. Auch die Bücher werden diesem „Buffet“ einverleibt. Die ganze Einrichtung und die weiss gescheuerten Nussbaummöbel¹⁾ verleihen der Wohnstube etwas Anziehendes und Behagliches.

Die soeben beschriebene Einrichtung der Wohnstube ist für sehr viele Familien zutreffend; hauptsächlich aber in der sogenannten „Ausburgerschaft“ (Farb, Vild, Töbeli, Ratell, Prod). Im Städtchen selbst kommen immer mehr moderne Möbel in Gebrauch; auch zieht manche Hausfrau die letzteren vor, weil sie nicht so viel Arbeit geben wie die Nussbaummöbel, die wenigstens alle Samstage „gfirobnat“ oder blank gescheuert werden mussten, eine sehr mühsame und zeitraubende Arbeit.

Über die Einrichtung der Schlafzimmer ist verhältnismässig wenig zu sagen. Die Nebenstube, im Dialekt kurzweg „Stübli“ genannt, ist ebenfalls getäfert und dient als Schlafgemach für die Hausältesten. Das Stübli ist meistens auch der Ort, wo die Söhne und Töchter das Licht der Welt erblicken, aber auch die Stelle, wo ihnen nach des Lebens Müh und Kampf die Augen auf immer zugedrückt werden. Im zweiten Stocke schlafen die übrigen Familienangehörigen. In der Küche fällt dem Besucher in erster Linie der Geschirrschrank, im Dialekt „Schaffreiti“ genannt, in die Augen. In seinem untern Teil finden sich 1—2 mit Wasser gefüllte Kupfergelten²⁾, im mittleren Teile Krüge, Tassen und Teller und zu oberst die Pfannen. Das Haushaltsgeschirr in seinem Farbengemisch weiss, rot, braun, scheckig etc. macht sich recht malerisch. Der „Schaffreiti“ gegenüber steht das „Chuchichästli“, der Aufbewahrungsort von Mehl, Butter, Brot, Kaffee, Päckli, Zucker u. a. m. Vergessen darf auch nicht werden der grosse, in einer Ecke der Küche

¹⁾ Das Scheuern der Möbel mit „Fegsand“ nennt man „Firobnä“ (von Feierabend).

²⁾ Jetzt besitzt Sargans allerdings die Wasserversorgung und dürften die Kupfergelten wohl ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet worden sein.

befindliche „Gschirrwasserchübel“ und der dazu gehörige „Schwi-Eimer“ oder „Schwi-Chübel“; viele Haushaltungen halten sich Borstentiere und sammeln deshalb säuberlich alle Speisenabfälle.

Die Ökonomiegebäude befinden sich, wie bereits erwähnt, meistens ausserhalb des Städtchens und sind noch zum grossen Teile mit Schindeln gedeckt. Die Einrichtung ist meistens eine sehr primitive.

Die bäuerliche Beschäftigung besteht ausschliesslich in Ackerbau, Weinbau und Viehzucht. Der Landwirt beschränkt sich hauptsächlich auf das Pflanzen von Kartoffeln und Mais (Türken); Weizen und Roggen findet man seltener. Die Bürger von Sargans geniessen ganz bedeutende Vorteile. Wenn sie volljährig werden, gelangen sie in den Besitz des Gemeindebodens; sie erhalten nach einer gewissen Anzahl von Jahren von der Gemeinde drei Pflanzteile, mit einem Flächeninhalt von je 250 Ruthen oder 2250 m², zusammen also 729 Ruthen oder 6720 m². Diese drei Pflanzteile, die durch das Los gezogen werden, verbleiben dem Bürger bis zu seinem Tode. Jede Bürgerfamilie erhält ebenfalls von der Gemeinde ein Holz- und ein Forstlos, was zusammen ein gutes Klafter Scheiterholz und 200—300 Wellen ausmacht.

Aufrichtmahl.

Sobald bei einem Hausbau von den Zimmerleuten der Dachstuhl aufgestellt ist, wird auf dem vorderen Dachgiebel ein mit farbigen Papierbändern geschmücktes Tannenbäumchen aufgepflanzt. Am Abend findet dann in einer Wirtschaft das „Ufrichtmoahl“ statt, zu dem die Bauleute und Handwerker geladen werden und bei dem es sehr gemütlich zugeht.

Namens- und Geburtstage.

An beiden Tagen ist das Würgen an der Tagesordnung. ¹⁾

1. April.

Das „in Oubrellä schiggä“ wird nach Möglichkeit versucht. Da wird ein Kind in den Laden geschickt, um für 10 Rappen „Ibidumm“ zu holen; oder es muss bei einem Schmied oder Schlosser ein „hölzernes Hebeisen“ entleihen u. dergl. mehr. Geht jemand auf den Leim, so ruft man ihm „Oubrellä-Chalb, Oubrellä-Chalb“.

¹⁾ Vgl. hiezü ARCHIV III, 139; IV, 178; X, 95.

Schulgebräuche.

Unter Lehrer Geel's sel. Dirigentenstöcklein ging es sehr lustig zu. Wenn einer „Tatzen“ bekam, so sprangen mehrere Knaben aus den Bänken heraus und hielten dem Sünder den Arm, damit er ihn nicht zurückziehen könne. — War Einer störrisch, so musste er auf die „Chrableti“, eine Wandtafel-Staffelei, die sich hinter dem Ofen befand und auf deren scharfer Verbindungsstück-Kante man sich längere Zeit setzen musste, bis einem die Sitzgelegenheit schrecklich schmerzte. — Wusste ein Schüler eine Frage nicht zu beantworten, so spuckte ihn der Lehrer an! — Jeder Schüler und jede Schülerin wurde vom Lehrer mit einem Übernamen tituliert; als Beispiele mögen dienen: Tschuppernupper, Tralläwatsch, Hüruss, Böllerimadli, d'Chlepf, Schnurräbutz. — Wenn die Schule aus war, schlug jeder das Täfelchen bei der Schultüre, das auf der einen Seite das Wort „Ja“, auf der andern das Wort „Nein“ enthielt und dazu diente, die Besetzung des Abortes anzuzeigen, hin und her. Vor Schulbeginn übten sich die Knaben im „Chäsen“; sie setzten sich auf die Stiegen und trachteten sich mit dem Rücken aus der Reihe hinauszudrücken. Wenn der Lehrer sich beim Pfarrhaus zeigte, rief alles: „Der Lehrer chunt, der Lehrer chunt“. War ein Schüler schmutzig, so nahm Lehrer Geel einen durren Maiszapfen, von dem die Körner entfernt waren und rieb ihm das Gesicht ein, dass er für lange Zeit daran dachte. Besondere Erwähnung verdienen vier Schulgebräuche aus der Zeit, als Lehrer Anton Geel, genannt der „Bibilituni“, noch lebte.

Am schmutzigen Donnerstag kamen die Schulkinder der I.—III. Schulstufe im Schulzimmer zusammen. Sie wussten schon durch die Tradition, dass einige Überraschungen bevorstanden. Zuerst kam das Zusammenläuten. An einem Haken der Schulzimmerdecke war ein gefüllter Sack befestigt. Die Öffnung des Sackes wurde durch einen aus einem dünnen Strick geschlungenen Knoten zusammengehalten; das eine Ende des Knotens reichte bis auf den Schulboden. Der Lehrer hiess nun einen der Knaben läuten. Sobald der Sack recht in Bewegung war, öffnete sich der Knoten von selbst und aus dem geöffneten Sack prasselten die Nüsse herunter und rollten im ganzen Schulzimmer herum. Man kann sich den Spektakel denken, der das Erhaschen und Auffinden der Nüsse verursachte; jedes Kind

trachtete natürlich danach, soviel Nüsse als möglich zu erobern, weil man sie nachher behalten durfte.

Als zweite Programmnummer kam das Schneeanzünden. Ein Schüler musste eine Schüssel voll Schnee holen. Der Lehrer sagte nun, er wolle beweisen, dass der Schnee brenne. Er brannte ein Zündhölzchen an und zündete zum allgemeinen Erstaunen der Kinder den Schnee an verschiedenen Stellen an. Er hatte vorher natürlich unbemerkt weisse Wachskerzen in den Schnee gesteckt.

Hierauf folgte ein Experiment mit Federmessern. Eine ganze Reihe Federmesser mit zwei Klingen wurden aneinandergelängt. An Magnetismus dachten natürlich die kleinen Knirpse noch nicht und so fanden sie es höchst verwunderlich, dass die Messer aneinander kleben blieben.

Zum Schluss gab der Lehrer noch ein Hexen- und Zauberstück zum Besten. Er anerkundete sich, einem beliebigen Schüler „einen Zehner aus der Hosentasche zu bannen“. Natürlich hatte keiner der Knaben einen Rappen Geld im Sack; um so interessanter musste das Kunststück sein. Erklärte sich ein Schüler bereit, sich aus seiner leeren Hosentasche einen Zehner bannen zu lassen, so fragte ihn der Lehrer, „ob er aber auch alles tun wolle, was er ihn heisse?“ Lautete die Antwort bejahend, so hiess ihn der Zauberer in den Gang hinausgehen. Inzwischen nahm er des Schülers Kappe, schwärzte sie unbemerkt auf der Innenseite tüchtig mit Russ und rief den im Gange Harrenden wieder herein. Hierauf hiess ihn der Lehrer die Augen zumachen und sich mit dem Innenteil der Kappe, die inzwischen an den alten Platz gelegt worden war, das Gesicht einreiben. Diesem Verlangen wurde mit der grössten Bereitwilligkeit Folge geleistet. Man kann sich das Gelächter denken, das jeweils entstand, wenn der „Neger“ die Kappe wieder weglegen durfte. Als Lohn gab ihm dann der Lehrer einen Zehner.

Das „Türggä-Usschelferä“.

Wenn der Mais reif ist, werden die Kolben abgebrochen und per Wagen vor die Häuser geführt. Jung und Alt hilft nachher abladen. Die Kolben werden um den Ofen herum, oder in einer Ecke der Wohnstube aufgeschichtet. Vor den Haufen werden mit Kolben gefüllte Säcke gelegt, auf die man sich beim Ausschelfern setzen kann. Am Abend kommen dann die

Nachbarn, Jünglinge und Jungfrauen, um beim Ausschelfern zu helfen. Die Maisblätter werden bis auf zwei einander gegenüberstehende starke und geschmeidige ausgerissen. Vier auf diese Weise entblätterte Kolben werden an eine „Bhangglä“ zusammengebunden. Die „Bhannklen“ werden in eine „Chretze“ gelegt und sobald diese voll ist auf den Estrich getragen, wo ein Mann das sofortige Aufhängen der Bhangklen besorgt. Bei diesen Ausschelferten geht es sehr gemütlich zu; die jungen Leute necken sich, indem sie einander Zäpfchen und Maisbärte anwerfen, sie erzählen Geschichten, geben Witze zum besten oder singen miteinander. Die kleinen Zäpfchen an den Kolben und die milchigen Kolben werden als „abgint“ in eine besondere Zeine geworfen; dieser Abfall dient für das Vieh. Nach der „Usschelfertä“ wird Most, Brot, Käs, Ziger und gesottene Erdäpfel nebst Salz auf den Tisch gebracht, und jedermann greift tüchtig zu. Hie und da spielt Einer Handharmonika, worauf sich nach Schluss des frugalen Mahles die junge Welt noch an einem Tänzchen erfreut. Bei den Ausschelferten helfen sich die Familien gegenseitig aus.

Kiltgang.

Wenn in einem Hause ein Mädchen wohnt, so bekommt es namentlich an Samstag- und Sonntagabenden Besuch von den „Ledigen“. Man nennt diese Besuche „z' Stubeti gu“. Nicht selten gehen mehrere Burschen zusammen zu dem Mädchen. In der Stube entwickelt sich dann rasch ein gemütliches Leben; man spielt und singt, scherzt und lacht, während die Eltern in diskreter Weise in ihr Schlafgemach verschwinden, wohl wissend, dass keinerlei sittliche Gefahren mit der „Stubeti“ verbunden sind. Oft steuern die jungen Leute Geld zusammen und lassen das Mädchen in der nächsten Wirtschaft Wein oder Bier holen. Gefährlich wird die Sache, wenn von Nebenbuhlern vor dem Hause „grauet“ wird und unter Nachahmung des Katzenschreies den Burschen allerlei Schimpfwörter und Herausforderungen zugerufen werden. Lässt man sich die Beschimpfungen nicht gefallen, so kann es zu argen Streitigkeiten kommen, die nicht selten damit endigen, dass der Eine oder Andere mit blutigem Schädel nach Hause gehen muss. Dass anlässlich dieser Stubeten allerlei Schabernack getrieben wird, versteht sich von selbst. Es seien nachstehend einige dieser Stubeti-Stückchen hier angeführt:

Die Sarganser liebten es eine zeitlang ganz besonders, ihre Stubeten nach dem benachbarten Heiligkreuz (Gemeinde Mels) zu verlegen. Eines Abends trugen etwa 12 ledige Burschen einen gewaltig grossen Gerüstbock samt einem frisch zugeschnittenen Holzbalken nach dem 20 Minuten von Sargans entfernten hl. Kreuz. Vor „s' Hügis“ (dem Stubetihaus) angelangt, wurde der Bock aufgestellt, der Balken darauf gelégt, und, nachdem man ihn mit einem Stricke am Bocke festgebunden hatte, um ihn vor dem Hinunterrutschen zu schützen, „Gigampfi“ gemacht. Die Reitenden kamen dabei mit ihren Köpfen bis zu den Fenstern des ersten Stockes, wo die Mädchen, die sich dort aufgestellt hatten, von den Reitern jedesmal einen Kuss bekamen.

Ein andermal befanden sich ins „Phlippis“ so viele Burschen an der Stubeti, dass für die meisten keine Sitzgelegenheit mehr vorhanden war. Kurz entschlossen holte man ein Brett, legte es quer über Tisch und Ofen, stellte in der Mitte einige Stühle darunter und setzte sich auf diese Bank. Der Reihe nach durfte dann jeder ein Weilchen von dem erhöhten Sitzorte hinuntersteigen und sich mit den Mädchen gemütlich machen. Ein Fässchen Bier, ein grosser Laib Käse und genügend Brot halfen inzwischen den Übrigen ihre Liebesschmerzen überwinden.

Um die Melser Burschen zu ärgern und, wenn immer möglich einen Streit mit ihnen anzufangen, gingen eines Abends etwa 30 Sarganser an den Melserberg. Einer der Ledigen hatte sich in eine grosse Nudelnkiste gesetzt, die von zehn andern jungen Leuten an langen eisernen Ketten über die Strasse gezogen wurde. Der dadurch verursachte Lärm war schrecklich; dennoch unterliessen die Melser jeglichen Streit; das Schauspiel gaudierte im Gegenteil die ganze Gemeinde.

Als zwei Ledige einmal um Weihnachten herum zur Stubeti nach „Prod“ (Weiler, Gde. Sargans) wollten, fanden sich schon zwei Burschen beim Mädchen vor, weshalb sie den Eintritt ins Haus unterliessen. Um sich jedoch nicht vergebens so weit hinauf bemüht zu haben, fingen sie an, mit ihren Sackmessern den Kitt an einer Vorfenster-Scheibe wegzulösen, um die Scheibe auszuheben. Sie hatten nämlich zwischen den Fensterscheiben ein schönes „Biräbro"t“, das dort, weil noch nicht lange vorher aus dem Ofen genommen, zum Kühlen hingestellt war, entdeckt. Sie entfernten die Scheibe und nahmen das Brot gerade in dem Moment weg, als es die Mutter des Mädchens hineinnehmen

wollte, um es zum Wein den in der Stube weilenden Gästen vorzusetzen.

Als der Föhn einst in Sargans einen angebauten Abtritt weggerissen hatte, nahmen ihn etliche Ledige auf den Rücken und trugen ihn nach hl. Kreuz, wo sie ausstreuten „der Wind habe ihn dahin getragen“.

Knabenschützengesellschaft.

Die schulpflichtigen Knaben von der vierten Klasse an bilden unter sich eine Schützengesellschaft. Jeden Sonntag nach der Vesper wird hinter dem Schloss auf die Distanz von 300 m. mit Ordonanzgewehr geschossen. Das Gewehr wird mit dem Laufe auf einen „Schüssbock“ gelegt. Jeder Schuss kostet 15 Rappen; man nennt das „Dopplä“. Aus dem Gelde wird der „Lader“, der Mitglied der Schützengesellschaft von Sargans sein muss (also ein Erwachsener), und die „Schilling“ (s. u.) bezahlt. Jeder „Umgang“ (wenn alle Knaben einmal geschossen haben) verfügt über 5 Gaben, die jeweils den besten Schützen zu teil werden. Vier Gaben sind an der „Chilbi“ bei den betreffenden Gebern zu erbitten, die fünfte Gabe, die „Schilling“, wird in der Regel mit Fr. 1.10 sofort ausbezahlt. Der beste Schütze erhält nach Schluss des Sommerschiessens den Titel „Schützenmeister“. Der Kassier ist zugleich „Pritschenmeister“ und hat für die Ordnung zu sorgen. Schützen- und Pritschenmeister müssen bei den Einwohnern um Zeichnung von Gaben einkommen. Die Formel lautet: „Die jung Schützägsellschaft hätt üs härgwisä, umä-n-ä Go^b; mer hoffen, Ihr wärden so gfällig si und is eini gi“. An der Kantonskirchweih werden dann die Gaben von den Zeichnern eingesammelt mit der Formel: „I ha kö^{rt} und verstandä, dass der Herr N. N. ä Go^b gi hätt; jetz bin-i sä glüggli und gfällig gsi und ha si gwunnä“. Der Gewinner erhält dann je nach den Vermögensverhältnissen des Zeichners 2—5 Franken nebst Wein und Brot. — Am Schlusse des Sommerschiessens veranstalten die Knaben einen gemeinsamen Trunk im Schlosshofe. Jeder erhält Bier und Brot.

Christnacht.

In den meisten Familien wird in den Abendstunden der Christbaum hergerichtet (s. auch Neujahr). Öfters holt man die Kinder, die vor lauter Erwartung den Schlaf nicht finden können

und sich durch lautes Beten die Zeit verkürzen, aus dem Bette und führt sie vor den strahlenden Weihnachtsbaum. Dabei freuen sich die Grossen mit den Kleinen, ohne dass es jemand einfällt, ein Weihnachtslied zu intonieren, oder von den Kindern zu verlangen, dass sie auf das Christkind bezügliche Sprüche und Gedichte vortragen. Nachdem die Kinder wieder ins Bett gebracht worden sind, wird Wein und Birnenbrot oder Kaffee und Birnenbrot auf den Tisch gebracht. Um 12 Uhr ist in der Pfarrkirche feierliche Messe mit Gesang und des öftern mit Musik. Die Kirche ist jeweils gedrängt voll.

Silvester.

Die erte Person, die am Silvester Morgen die Stube betritt, heisst „Stubätapp“, die zweite „Noischlapp“ und die letzte, die für den Spott nicht zu sorgen hat „Silvester“.

Neujahr.

In ärmeren Familien, die für einen Christbaum nicht die nötigen Mittel aufbringen konnten, kam früher am Neujahrsmorgen der „Samichlaus“. In irgend einer Ecke der Stube hatte er für die Kleinen in Tellern Nüsse, Äpfel und „Chrümli“ (Backwerk) hingestellt, die eine mindestens so grosse Freude bereiteten, als den reichen Kindern der Weihnachtsbaum. Allerdings fehlte hin und wieder auch eine neue Rute nicht, was dann zu schweren Tränen, aber auch zu guten Vorsätzen Anlass gab. Vielerorts kommt am 6. Dezember, wenn es zu dunkeln anfängt, auch der „Samichlaus“, der sich in einen dichten Mantel oder in eine „Blahe“ (Heutuch) gehüllt hat. Er heisst die Kinder, die sich in allen Ecken verkriechen und vor Angst zittern, zuerst beten; dann erkundigt er sich bei den Eltern nach dem Betragen und Fleiss der Kleinen, und je nachdem tadelt oder lobt er. Aus einem Sacke wirft er dann Nüsse, Äpfel und „Chrümli“ in die Stube. Der Sack dient zudem dazu, die bösen Kinder hineinzustecken.

Früher war es fast allgemein Brauch, den Christbaum erst am Neujahrstage zu haben: „Der Samichlaus brachte ihn“, nicht das Christchindli. Es stand dieser Brauch im Zusammenhange mit dem Klausmarkte in Sargans (30. oder 31. Dezember), an welchem der Samichlaus die nötigen Einkäufe machen konnte. In neuerer Zeit stellt sich der Samichlaus seltener mehr ein, er

ist vom Christkind verdrängt worden. Am Neujahrstag gehen die Kinder zu ihren Paten und „wünschen ihnen das Neujahr an“. Der Wunsch lautet: „I wüsch-n-i ä guäts glügghaftigs nöüs Jo'r, dass-er [Ihr] lang läben und gsund bliben“. Die Kinder bekommen dann ein Geldgeschenk, sowie Wein und Birnenbrot. Mit dem 15. Altersjahre, also mit dem Schulaustritt, geht man zum letzten Male in das Haus, um die Paten zu beglückwünschen. Als letztes Patengeschenk und gleichsam als Andenken erhalten dann die Knaben in der Regel einen silbernen Löffel mit eingraviertem Monogramm, die Mädchen goldene Ohrenringe oder ebenfalls einen silbernen Löffel.

Leider besteht auch die Unsitte der Neujahrsbettelei. Um Geld zu machen, gehen die Kinder von Haus zu Haus; man gibt ihnen meistens Kupfer-, seltener Nickelgeld.

Schmutziger Donnerstag.

Am schmutzigen Donnerstag ist der Schuljugend das „Butzilaufen“ gestattet. Der Maskierte heisst aber „Huttli“, weil der Anzug oft aus alten zerrissenen Frauen- oder Männerkleidern besteht. Die Masken tragen lange Ruten oder Stecken, mit denen sie die Kinder zu schlagen suchen. Der Lock-Ruf der Kinder lautet: „Do“, do“ Hüdili, chum butz mer d's Füdili mit em ä langä Bäsä“. Nach Betläuten ist das Butzilaufen, das sich hauptsächlich auf das Städtchen und den östlichen und westlichen „Stutz“ beschränkt, und selben auf die Ausburgerschaft ausdehnt, verboten.

Früher herrschte noch ein eigenartiger Brauch, der es verdient, dass man ihn der Nachwelt aufbewahrt: Die „Ledigen“ spionierten nämlich genau aus, in welchen Häusern Fleisch gesotten wurde. Sie benützten dann die momentane Abwesenheit der Hausfrau, um sich des Fleischhafens zu bemächtigen, den sie weit ins offene Feld hinaustrugen. Diejenigen Frauen, die auf diese Weise um Suppe und Fleisch kamen, wurden tüchtig ausgelacht. Oftmals erforderte das Auffinden der Fleischhäfen ein mehrstündiges Suchen seitens der bestohlenen Hausfrauen.

Dass dieser Brauch auch heute noch besteht, beweist folgendes, in No. 21 des „Sarganserländers“ vom 22. Februar 1906 erschienenenes

Aufgebot
an die

Frauen, Jungfrauen und andere Köchinnen!

Altem Brauche gemäss wird dies Jahr am schmutzigen Donnerstag Generalinspektion gemacht über die Fleischhäfen. Es wird dabei erwartet,

dass nur die besten, saftigsten und grössten Schinkenstücke und andere Schweinsbröckli eingelegt werden. Jene Köchinnen, in deren Fleischhafen das beste Schweinefleisch vorgefunden wird, werden diplomiert und erhalten als Anerkennung ihrer Kochkunst eine schweinslederne Medaille, zugleich werden sie als Ehrendamen in unsern Katalog aufgenommen. Die andern Köchinnen, deren Suppenhafen leer oder mangelhaft befunden wird, werden in der Fastnachts-Zeitung mit Namen publiziert, zugleich wird jede zur Sühne zur Spendung eines Doppelliters alten, guten Weines verdonnert. Es muss noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass das Flöchten der Fleischhäfen schwere Folgen nach sich ziehen und diesfalls eine genaue Hausdurchsuchung vorgenommen wird. Das Küchenpersonal darf ohne Sorge sein, wir tun ihm nichts zu leide, unser Sehnen und Streben geht nur nach den vollen Fleischtöpfen und die Fleischhäfen bringen wir nach gemütlichem Schmause ausgeschleckt wieder retour, es ist also nichts zu riskieren. Also, traget Sorge, dass das Fleisch rechtzeitig „lind“ ist.

Mit heisshungerndem Grusse

Die Fleischhafenstibitzer.

Am schmutzigen Donnerstage ist auch das „Russen“ an der Tagesordnung. Man fettet sich die Hände und fährt dann über den russigen Teil einer Pfanne. Sobald sich Gelegenheit bietet, fährt man einem andern mit den russigen Fingern ins Gesicht, was stets ein grosses Gaudium absetzt.

Fastnacht.

Die „Fassnacht“ wird in Sargans gehörig gefeiert. Schon lange vorher werden im „Sarganserländer“ in allen möglichen Tonarten schöne, preiswürdige Maskenkleider zum Verkaufen oder Vermieten angeboten. Jeden Abend ist in einem oder in mehreren Gasthöfen Tanzunterhaltung, wobei „gemaschgert“ wird. Das Maskenleben weicht von demjenigen anderer Orte wenig ab, weshalb hier auf eine einlässliche Beschreibung verzichtet wird. Jede Maske legt Gewicht darauf, bis Mitternacht, wann die Demaskierung zu erfolgen hat, unerkant zu bleiben. Der Wein wird mittelst Maccaroni, Röhren oder Strohhalmen eingesogen. Die musikalische Unterhaltung besorgt eine Blechmusik oder Streichmusik, letztere zusammengesetzt aus Geige, Klarinette und Bass und in der Regel nach dem Dirigenten oder der Ortschaft benannt, z. B. die „Wachter-Musik“; die „Strubelmusik“; die „Wangsermusik“. Zur Tanzunterhaltung laden jeweils ein „die Spielleute und der Wirt“. Um nämlich genügend Tänzerinnen zu bekommen, trifft der Wirt mit zwei Ledigen ein Abkommen. Diese Ledigen, „Spielmeister“ genannt, stecken sich einen „Maien“ auf den Hut und gehen in diejenigen Häuser, in denen

ledige Töchter vorhanden sind, und laden diese zum Tanze ein. Selten wird ein Korb ausgeteilt. Am betreffenden Tage holen dann die Spielmeister ihre engagierten Mädchen mit einem zweispännigen Fuhrwerke (einem Leiterwagen mit angebrachten Rücklehne-Bänken) ab, indem sie von Haus zu Haus fahren und überall ihre liebliche Bürde einladen. Sind alle Tänzerinnen auf dem Wagen, so geht es unter fröhlichem Gelächter und Jauchzen dem Gasthause zu. Jeder Tänzer, der nicht schon eine Tänzerin mitbringt, wird von den Spielmeistern zum Tanzen aufgemuntert und ihm eine der Tänzerinnen zugeführt. Die Musik spielt dann je nach Abkommen drei oder fünf Tänze, worauf die Tänzerin an ihren Platz geführt wird, nachdem sie der Tänzer vorher eingeladen hat, mit ihm „Bscheid“ zu tun. Öfters gefällt aber dem Tänzer die zugeführte Schöne so gut, dass er sie gleich einige Male engagiert, wozu aber jeweils die Genehmigung des Spielmeisters einzuholen ist. Die engagierten Tänzerinnen sind also den Spielmeistern unterstellt und nur für solche Tänzer da, die kein Mädchen mitbringen und doch gerne tanzen möchten; sie müssen deshalb auch mit jedem jungen Manne, den man ihnen zum Tanzen vorstellt, gehen, was hie und da nicht jedem Mädchen gefällt und weshalb es unter Umständen einem Spielmeister, dem es nicht gewogen ist, beim Einladen im Elternhaus einen Korb erteilt. Für den Unterhalt der Spielmeister und der von diesen engagierten Tänzerinnen hat die Wirtschaft zu sorgen. Dafür erheben die Spielmeister von jedem Tänzer, der drei oder fünf Tänze getan hat, das Spielgeld, das in der Regel einen Franken beträgt. Um 1 Uhr ist gemeinsames Essen, das aus Kaffee, Küchli und Birnenbrot oder Konfekt (Eierzopf, Schnitten) besteht.

An den Fastnachttagen bringt die Theatergesellschaft von Sargans im Saale zum Schwefelbad jeweils ein zügiges Theaterstück zur Aufführung. Nach Schluss des Theaters ist Tanz mit musikalischer Unterhaltung.

Am Fastnachtmontag oder -Dienstag werden „Umzüge“ veranstaltet, an denen auch die Erwachsenen teilnehmen. In Erinnerung sind mir folgende Umzüge geblieben:

a) Die beweglichen Puppen. — Auf einem mit Tannenreisern (*Tannähriss*) dekorierten und zugedeckten Leiterwagen befand sich in sitzender oder liegender Stellung ein den Blicken nicht sichtbarer junger Mann, der zwei speziell zu diesem

Zwecke eingerichtete, grosse, bewegliche Holzpuppen die lustigsten Capriolen machen liess, ähnlich wie es mit den Figuren eines Kasperltheaters geschieht. Einige Knaben sammelten Geld, während andere mit Blechkanten in die Häuser gingen, wo man ihnen Most oder Wein verabreichte, den man in gesonderte Fässchen leerte und am Abend in gemeinsamer Vereinigung trank.

b) Das königliche Paar. — Ein zwerghaft kleiner Mann (zufälligerweise war sein Geschlechtsname „Küng“) spielte den König, der längste Sarganser die Königin. Beide befanden sich auf einem dekorierten Brückenwagen. Wenn der König der Königin eine Mitteilung zu machen hatte, oder ihr einen Kuss geben wollte, stellte er eine Leiter an die Königin, stieg die Sprossen hinauf und redete ihr in's Ohr oder küsste sie auf die Wange. Auch allen möglichen Schabernack spielten sich die beiden, um damit die Zuschauer zu ergötzen. Wenn der König nicht auf's Wort gehorchte, nahm ihn die Königin übers Knie und klopfte ihn durch; oder wenn der König Angst vor etwas hatte — vor den Gläubigern — so kroch er der Königin unter den Rock; wenn er ihr Treue schwor, so steckte er an jeden Schwörfinger einen Heugabel-„Zinken“.

c) Die fahrende Ambulanz. — Auf einem von zwei Pferden gezogenen, passend dekorierten Brückenwagen befand sich ein Chirurg mit mehreren Gehülfen. Dann wurde bekannt gemacht, dass man hier die schwierigsten Krankheiten auf operativem Wege schmerzlos heile. Aus der Zuschauermenge löste sich alsdann ein Mann mit einem furchtbaren Kropfe los und begab sich zur Operation auf den Wagen. Nachdem man ihn mit Stricken auf einen Stuhl gebunden hatte, nahm der Chirurg einen alten Säbel, schliff ihn mit einem Wetzstein und schnitt damit dem Patienten den Chropf auf, wobei der Operierte mörderlich schrie und zappelte. Der aus dem Kropf hervorquellende Inhalt wurde von den Gehülfen in eine Schüssel laufen gelassen und nachher vom Chirurgen und den Gehülfen gegessen. Der Inhalt bestand natürlich aus einer gut zubereiteten, in einen saubern Darm gepressten Kässuppe. Immerhin ergriff dabei, namentlich die weiblichen Zuschauer, oft ein solcher Ekel, dass sie sich zum Fenster hinaus erbrechen mussten, was dann ein gewaltiges Gelächter verursachte.

d) Der Landsturm. — Sämtliche Teilnehmer waren mehr oder weniger entsprechend uniformiert, wobei jedoch die Uni-

formierung durchaus keinen Anspruch auf eine gewisse Einheitlichkeit machte; jeder nahm, was er daheim gerade aus Grossvaters oder Urgrossvaters Zeit erwischte. An der Spitze des Zuges bewegten sich etwa zehn Reiter auf alten Mähren, die kaum mehr laufen konnten. Im Zuge bemerkte man ferner eine lange Kanone, bestehend aus einem alten eisernen Ofenrohr, in das hinten ein runder Holzklotz eingetrieben war, und in dessen Mitte sich eine durchgehende Öffnung vom Durchmesser einer Vetterligewehr-Patrone befand. In diese Öffnung wurden die blinden Patronen geschoben. Schlug dann einer der Soldaten mit dem Hammer auf die Patrone, so ging der Schuss los und verursachte in der langen Röhre eine ziemlich starke Detonation. Vor der Kanone führte man an langen, schweren Eisenketten einen Gefangenen, den zwerghaften „Chüng“. Auch der Feldprediger fehlte nicht; dieser hatte sich in ein grosses, oben offenes Fass, das sich auf einem Brückenwagen befand, postiert. Durch das Fass lief eine mittelst einer Kurbel drehbare Achse, die bei jeder Umdrehung einen quietschenden Ton von sich gab. Vor den Wirtschaften wurde Halt gemacht und Appell gehalten. Die Soldaten wurden mit allen möglichen drolligen Namen aufgerufen, was stets ein grosses Gelächter verursachte. Dann hielt der Feldprediger, der in das Gewand eines Kapuziners gesteckt war und einen natürlichen langen Bart trug, eine zwerchfellerschütternde Ansprache, worauf dann zur Execution des Gefangenen geschritten wurde. Der arme Teufel war der Verrätere angeklagt und zum Tode durch Erschiessen verurteilt. Die Vollstreckung des Urteils geschah jedoch unter gewaltigen Schwierigkeiten, weil sich der Gefangene wie verzweifelt wehrte und mit den Ketten rasselte und um sich schlug, so dass mehr als ein Soldat zu Boden geworfen wurde. Endlich wurde er überwältigt; drei Mann hielten ihn an den Armen und am Rücken fest, vier Mann zogen die Ketten gegen links und rechts fest an, der Kanonier schob eine Patrone in die Kanone und schlug mit dem Hammer darauf, worauf der Gefangene von der Kugel durchbohrt tot zu Boden sank. Die Beute an eingesammeltem Bargeld wurde dann abends im Löwen zu Sargans vertrunken und dabei ein allgemeiner „Kriegstanz“ aufgeführt.

Alte Fastnacht.

An der alten „Fassnecht“ (Sonntag Invocavit) wird am

Abend in den Familien „genidelt“¹⁾. Die Jungmannschaft des Städtchens zündet auf dem offenen Felde, unweit der Eisenbahn, das „Fassnecht-Für“ an, zu dem die Schulknaben schon mehrere Tage vorher vom alten Rhein Dornen und Gestrüpp geholt haben. Jeder Schulknabe macht sich noch aus „Butzlümpä“ eine Fackel. Die „Butzlümpen“ werden zu einem dicken, kopfgrossen Ball zusammengepresst, mit Eisendraht fest umwickelt und an einen langen Stecken befestigt. Nachdem man diese Fackel noch tüchtig mit Petroleum und Teer getränkt hat, wird sie angezündet und im Kreise „geschwungen“. Auch alte Teer- und Petroleumfässer, sowie ein Kübel Teer aus der Teerfabrik Sargans leisten zur Entfaltung einer recht schönen und hohen Flamme gute Dienste.

Kirchliche Feste.

Adventzeit. — In der Adventzeit wird jeden Morgen um 6 Uhr die „Rorate-Messe“ gelesen. Das Offertorium wird gesungen und mit der Orgel begleitet. Als Sänger amten der Lehrer und die älteren Schulkinder. Ich habe dieses Offertorium als Knabe so oft (noch halb im Schlafe) gesungen, dass ich es heute noch auswendig kann; es lautet: Ave Maria, gratia plena Dominus tecum: benedicta tu in mulieribus; et benedictus fructus ventris tui.

Drei Könige. — An diesem Tage werden Wasser und Salz geweiht. Jede Familie kauft sich nachher ihren Bedarf an geweihtem Salz im Laden, sofern sie nicht selbst hat weihen lassen. Das Salz gibt man dem Vieh, bevor man es am Frühling auf die Weide lässt. Siehe auch Agathatag und Kar Samstag.

Sonntag Septuagesima. — Mit Sonntag Septuagesima beginnt die Kirche die hl. Busszeit zur Vorbereitung auf das Osterfest; sie kleidet sich daher in blaue Bussfarbe. Sämtliche Kruzifixe auf den Altären, der Kanzel usw. werden verhüllt und so belassen bis zur Kreuzenthüllung am Karfreitag.

¹⁾ Das „Nidel schweien“ (Rahmschwingen) geschieht mit dem Nidelbesen, der aus geschälten Birkenzweigen besteht. In den Nidel wird Brot eingebrockt: Die Jugend wird vor zu vielem Nidelessen gewarnt, weil einmal ein Melser, der auf Schloss Sargans zu viel Nidel gegessen habe, auf dem steinernen Brücklein, das im Felde über den Graben führt, zerplatzt sei! —

Karwoche. — Am Palmsonntage werden in der Pfarrkirche zu Sargans die Palmen geweiht¹⁾. Es sind allerdings nur „Stechpalmen“ (*Ilex aquifolium*), die auf dem Schollberge oder auf dem „Thiergget“²⁾ geholt werden, ihren Dienst aber recht gut versehen. Die Stechpalmen werden mit Äpfeln und farbigen Bändern geschmückt und von den Knaben auf die rechte Seite des Hauptaltars getragen. Die geweihten Zweige der Stechpalme werden dann daheim an passenden Orten in den Zimmern und Ställen angebracht, als gutes Mittel gegen bösen Zauber. Bei starken Gewittern werfen die Frauen ebenfalls geweihte Palmenzweige vor die Türe, was das Gewitter abschwächen und schadlos machen soll.

Vom Vorabend des hohen Donnerstag bis zur Auferstehungsmesse am Karsamstag wird das Glockengeläute eingestellt; dafür werden die Gläubigen mit der „Rätsche“ zum Beten versammelt. Die „Rätsche“ befindet sich im Glockenstuhle, nahe den Schalllöchern; beim Drehen der Kurbel schlagen mehrere Hämmer auf einen Resonanzboden. Das „Rätschen“ wird mit Vorliebe von den Schulknaben besorgt.

Früher hatte jeder Knabe eine eigene Rätsche. Vor dem Beginn des Gottesdienstes sammelten sich die Knaben und zogen rätschend durch das Städtchen. Später wurden diese vielen kleinen Rätschen mit ein oder zwei Hämmern durch die grosse Kirchenrätsche ersetzt. Noch heute finden sich in den meisten Familien solch kleine „Handrätschen“ vor; sie dienen nunmehr als ein beliebtes Spielzeug. Über die kirchlichen Zeremonien will ich mich hier nicht weiter verbreiten; sie sind durch die Kirche vorgeschrieben und sich überall ähnlich. In Sargans fällt allerdings das Küssen des Kreuzes am Karfreitag durch das Volk weg.

Die Pfarrkirche in Sargans besitzt ein eigenes heiliges Grab, dessen Aufstellung einen ganzen Tag in Anspruch nimmt

¹⁾ Während der Prozession um die Kirche werden Antiphonen gesungen. Bei der Rückkehr zur Kirche wird bei verschlossener Türe von einigen Sängern innert der Kirche der Hymnus „Gloria laus“ gesungen. Der Priester mit dem Chor ausserhalb der Kirche antwortet auf jeden Vers mit der ersten Strophe. Auf dreimaliges Anklopfen mit dem Schaft des Kreuzes wird die Kirchentüre geöffnet.

²⁾ In der Ebene des Seeztales, zwischen Mels und Flums liegender und mit kurzen Eichen, Stechpalmen und anderm Gebüsch bewachsener Felsenhügel „Thiergarten“.

und mit nicht zu unterschätzender Gefahr verbunden ist; verdeckt doch das aus bemalten Holzteilen zusammengesetzte hl. Grab das ganze Chor. Die Bilder zeigen Abschnitte aus der Leidensgeschichte Jesu. Jeder der drei Hauptbogen (das hl. Grab stellt ein Gewölbe dar) trägt eine Inschrift; leider kann ich mich nur an diejenige des ersten Bogens mehr erinnern; sie lautet: „So sehr hat Gott die Welt geliebet, dass er seinen eigenen Sohn für sie dahin gab“.

Am Karsamstag erfolgt die Weihe des Oster-Feuers und der Osterkerze, sowie die Segnung des Taufwassers (Ostertaufe). Vor der Kirche wird aus alten Grabkreuzen ein Feuer gemacht. Die Kohle wird nach der Weihe des Feuers von den Bürgern gesammelt und mit Salz vermischt dem Vieh vor dem ersten Auslassen auf die Weide eingegeben. (S. auch Fest der hl. drei Könige und Agathatag.)

Ostern. — Das „Eier-Tütschen“ ist auch in Sargans Brauch. Mit Vorliebe legt man die Ostereier in einen „Chlammärä-Hufä“ (Ameisenhaufen), wo die Eier durch die Ameisensäure eine gesprickelte Färbung erhalten.

Lichtmess (2. Februar). — An diesem Feiertage werden die Kerzen geweiht.

Blasius (3. Februar). — In der Spätmesse werden die Häse geweiht. Der Priester hält jeder Person zwei Kerzen kreuzweise vor den Hals und spricht lateinisch das bezügliche Gebet.

Agatha (5. Februar). — An diesem Tage wird in der Spätmesse Brot gesegnet und nachher den ganzen Tag in der Kirche gebetet. Die Bäcker bringen ganze Körbe voll in die Kirche. Das „Agathabrot“ hat die Eigenschaft, dass es nicht schimmelig wird und dass es, in zerstörendes Feuer geworfen, dasselbe teilweise oder ganz auslöscht. Wenn man eine Person, die sich das Leben durch Ertränken genommen hat, im Wasser nicht gleich auffinden kann, so braucht man nur ein Stück Agathabrot hineinzuworfen. Da, wo es still steht, liegt die Leiche. Auch das Agathabrot dient gegen die bösen Geister und wird dem Vieh vor dem ersten Weidgang zu fressen ge-

1) Die hl. Agatha ist die Fürbitterin in Feuersgefahr. Sargans hat ganz besonderen Anlass, ihre Fürbitte anzurufen; ist doch das Städtchen schon dreimal, das letztemal 1811 totat niedergebrannt bis auf die Kirche und das Schloss.

geben. (S. auch Drei Könige und Karsamstag.) Namentlich vor der Alpfahrt wird geweihtes Salz, Brot, und geweihte Kohle gemischt und den Haustieren eingegeben zum Schutze gegen den bösen Geist.

Fronleichnamsfest. — Am Fronleichnamstag (im Volksmunde „Üserhärrgottstag“) werden die vier Altäre aufgestellt: der erste bei der Krone, in der Mitte des Städtchens; der zweite im „Spittel“, wozu die dortige kleine Kapelle dient; der dritte im „Feld“ auf dem Grundstück des Oswald Rinderer und der vierte vor dem Gasthaus zum „Rebstock“. Die Strassen und Wege, welche von der Prozession passiert werden, sind mit „Holder“ bestreut (Hollunderzweige, die man tags zuvor überall sammelt). Bei jedem Evangelium wird mit Mörsern, die auf dem „Häldeli“ über Sargans aufgestellt sind, geschossen. Die Altäre, wie auch die Häuser sind schön geschmückt. Den Zugang zu den Altären flankieren junge Buchen; auch in der Kirche sind junge Buchen aufgestellt. Die Prozession ¹⁾ bewegt sich von der Kirche durch das Städtchen und den östlichen Stutz nach dem Spittel; von dort neben den Ställen vorbei gegen das Böglifeld nach dem westlichen Stutz und wieder zurück in die Kirche.

Die Prozession um die Weinberge („um d'Wingert“) fällt in die Blütezeit der Reben. Die Prozession, die viermal hält, um jedesmal ein Evangelium zu verlesen, bewegt sich von der Kirche durch den westlichen Stutz nach der Passatien; dort durch die Weinberge nach dem „Guler“; über „Wachtersplätzli“ nach der „Bachruns“; die „Bachruns“ hinunter ins „Torkelfeld“ und wieder zur Kirche.

Die Prozession um die Felder findet in der Regel am ersten Sonntag im Herbstmonat statt; die Prozession, die viermal hält, bewegt sich von der Kirche durch den Feldweg bis zum steinernen Kreuz; von dort nach dem Bahnwärterhäuschen über die Eisenbahn nach dem Feldweg, der nahe bei der Bachruns in die Hauptstrasse mündet, und durch das Torkelfeld nach der Kirche zurück.

¹⁾ Die Kirchenräte haben den „Himmel“ zu tragen, unter dem sich der Geistliche mit dem Allerheiligsten befindet. Hierbei sind die Kirchenräte mit den Kirchenmänteln, die sonst bei Trauerfällen benützt werden, bekleidet. (ARCHIV VI, 34.)

Die Sarganser gehen in Prozession nach Mels: 1. an Peter und Paul (29. Juni), als am Kirchenpatronatsfest der Melser; 2. am Fest der hl. Amantia, deren Reliquien sich in der Kirche in Mels befinden sollen; 3. einmal an einem Werktag im April, morgens früh; 4. am Montag in der Bittwoche (Auffahrtswoche).

Die Melser kommen in Prozession nach Sargans: 1. am Feste des hl. Cassian, zweiten Kirchenpatrons von Sargans; 2. am Dienstag in der Bittwoche, ein Tag nachdem die Sarganser nach Mels gegangen sind.

Ferner geht man am 14. September (Fest der Kreuzerhöhung) nach hl. Kreuz (Weiler, zur Gemeinde Mels gehörend, mit kleiner Kapelle); am 20. Januar als am Feste des hl. Sebastian auf die „Splee“, in die Sebastianskapelle; am Mittwoch in der Bittwoche ebenfalls in die Spleekapelle.

Flachs und Hanf.

Von Anna Ithen in Ober-Ägeri.

Immer seltener werden in unserer Gegend die Saatfelder von Flachs und Hanf, dieser einst in der Hauswirtschaft so hochgehaltenen Kultur. Die Werkzeuge, welche dazu dienten, diese Pflanzen durch alle Stadien der Bearbeitung zur fertigen Leinwand zu verwandeln, stehen auf dem Estrich oder in Rumpelkammern, dem Roste und Holzwurme preisgegeben.

In einer sinnigen Legende erzählt der beliebte Jugendschriftsteller Christof von Schmid die Einführung der Kultur von Flachs und Hanf in das christianisierte Abendland. Die Eltern eines Mägdleins — der Dichter heisst es Lina Linnen — waren in Armut und bittere Not geraten. Die fromme Tochter klagt das Elend dem lieben Gott, und da erscheint ihr im Traume Maria, die Mutter Gottes von 10 kleinen, strahlenden Sternen umgeben. Sie hält in der einen Hand ein niedliches Kräutlein mit grünen Blättchen und blauen Blümchen, den Flachs; in der andern trägt sie ein rohrähnliches Szepter mit schwerem gelblichem Blütenwedel, den Hanf. Die blauen Blümchen und die gelben Blüten reiften in der Hand der Himmelskönigin schnell